Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Im Nebel [Fortsetzung]
Autor: Tinseau, Léon von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575994

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Federzeichnung von Johann Boßard aus Zug in Berlin.

Im Nebel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Léon von Tinseau.**

(Fortsetzung).

Auch nach der Abreise Ednas beobachtete Felix dieselbe Zurückhaltung. Ohne sich darüber zu äußern, hatte er die Haltung Alexandrinens an jenem Abend höchlichst mißbilligt. Das Eintreffen einer Zofe von feinstem Stil stimmte ihn nicht nachsichtiger. Eine Perle, sagte die vierte Seite des „Korsar", wo sie angekündigt war. Es war auf alle Fälle eine Perle mit grauem Haar und dem Anflug eines Schnurrbartes, physischen Eigenschaften, die sie für die Rolle einer Duenna, die sie hier zu spielen hatte, sehr geeignet erscheinen ließen. Auffallend war ihr zugleich scheuer und forschender Blick. Herepian sagte von ihren Augen: „Sie erinnern mich immer an die Wachtleute. Wenn man sie sucht, sind sie nicht zu finden; wünscht man sie weit weg, so sind sie plötzlich da."

Alexandrine erklärte sich hingegen sehr befriedigt von ihrer neuen Dienerin und verteidigte sie mit Lebhaftigkeit. Aber diese und alle andern Erörterungen wurden unterbrochen durch die Abreise Herepians, der sich in seine Heimat begeben mußte, um die zur Heirat nötigen Dokumente zu beschaffen. „Er kann ohne sie nicht in Paris bleiben!" dachte die Braut. Sie blieb allein in ungestörtem Genuß der zwei neidenswertesten Güter dieser Welt: Unabhängigkeit und Muße. Aber sie hatte hierüber wenig oder gar keine Freude; sie fürchtete das Alleinsein mit ihren Gedanken, das, wie sie wußte, weder ihr noch andern gute Früchte tragen konnte.

Als sie am Abend eines Regentages, den sie auf ihrem Zimmer verträumt hatte, zu Tisch gerufen wurde, lagen zwei fertige Briefe vor ihr, beide an ihren Bräutigam. Der eine war eine Liebeshymne, die mit den Worten schloß: „Kommen Sie schnell zurück! Ich bin zu unglücklich fern von Ihnen!“ Der andere enthielt ein Kapitel bitterer Psychologie, des herbsten Pessimismus, in dem das tötliche „Wozu?“ sich in jeder Zeile wiederholte, um zu dem Schlusse zu gelangen: „Kommen Sie nicht wieder!“

Im Begriffe, sich zu Bette zu begeben, hatte sie einen Einfall. Sie schloß beide Briefe, mischte sie und verbrannte dann den einen, indem sie sich zuschwor, den andern, ohne ihn wieder zu öffnen, auf die Post zu geben. Dies sollte eine Art mittelalterlichen Gottesurteils sein, wie sie sich sagte. Aber am nächsten Tag war ihr schöner Vorsatz verflogen. Sie öffnete den abzusendenden Brief: es war die Liebeshymne. „Entweder,“ dachte sie, „wird Felix glauben, ich habe den Verstand verloren, oder er wird sich fragen, welches Interesse mich bewogen haben könne, Komödie zu spielen.“ Das Brandopfer wurde nochmals angezündet; der Abwesende erhielt gar keinen Brief, was zur Folge hatte, daß er auch nicht schrieb. So gab es zwischen den Verlobten einen Grund mehr zur Unzufriedenheit.

Als die Flamme erloschen war, glaubte Alexandrine der Liebe ein ewiges Lebewohl gesagt zu haben. Sie beschloß nur, eine jener gewöhnlichen Seelen zu werden, die das Geld über alles tröstet. Ihre Cousine hatte ihr vor ihrer Abreise nach Italien eine größere Summe als Vorschuß zugestellt, sie konnte sich demnach schon als reich betrachten. Da die bedeutenden Umwandlungen, die vorgenommen werden sollten, längere Zeit erforderten, umgab sie sich einstweilen mit jener oberflächlichen Eleganz, die in Paris mit einigen Louis in der Hand in ein paar Stunden inszeniert werden kann. Auch hatte sie ja nun ihre Zofe, deren zarte Hände nie mit der Herdasche in Berührung gekommen waren. Sie läutete.

„Konstanze, kleiden Sie mich an!“ befahl sie nachlässig. Eine halbe Stunde lang überließ sie sich diesen geschickten Händen, deren fast unmerkliche Berührung sie förmlich magnetisierte. Als man ihre Stiefelchen hereinbrachte, verlangte sie leichteres Schuhwerk: sie sei müde und wolle nicht ausgehen. In einem Fauteuil des Salons sitzend war sie nahe daran, einzuschlafen, als Manfred gemeldet wurde. Sie hatte ihn schon lange nicht gesehen und erwartete ihn nicht; aber es wäre schwer gewesen, Konstanze zu überzeugen, daß dieser schöne junge Mann zufällig kam, gerade in dem Augenblick, wo das Fräulein die Toilette beendet hatte und zu Hause bleiben zu wollen erklärte. Als daher die erfahrene Kammerkatze ersucht wurde, Frau Lyzdeyko zu benachrichtigen, sagte sie mit dem Lächeln einer Person, die sich nicht täuschen läßt: „Aber die Gnädige ist ja ausgegangen.“

Sie ging nun täglich aus, die gute Großmutter, seitdem ihre Börse nicht so leer war, sie einen Wagen mieten, den Thee bei Columbia nehmen konnte, besonders aber seitdem sie durch die Abwesenheit des Bräutigams ihrer Pflichten als Anstandsdame enthoben war.

Der Journalist, der stillschweigend Notiz nahm von der gefälligen Mitteilung Konstanzens, betrachtete Fräulein Caron aufmerksam, staunend sowohl über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, als auch über seine eigenen veränderten Gefühle ihr gegenüber. Dieses junge Mädchen, beinahe schon die Frau eines andern, umgab die rauschende Gloriole des Unnahbaren und Verbotenen. Mit diesem eingebildeten Reiz verband sich der Zauber der Toilette, mächtig für einen Pariser, der vor kurzem noch in Armut gelebt hat. Mit einem einzigen Blick umfing er alle neuen, bestrickenden Einzelheiten, die er sah oder erriet: die seidenen Strümpfe, die Hausschuhe von Atlas, die geschickt imitierten Spitzen. Er machte die Bemerkung, daß ein Saphir am Finger einer weißen, mit Grübchen versehenen Hand diese unendlich begehrenswert mache, daß ein mit Edelsteinen besetzter Goldreif den Arm runder erscheinen lasse. Der diskrete Duft von Veilchenwasser genügte, um ihn in dieser Wohnung um fünfzig Louis in die Atmosphäre des müssigen, galanten Luxus zu versetzen. Konnte dies dieselbe Frau sein, die in das Bureau des „Korsar“ gekommen war, ihn beinahe demütig bittend, ihrer in seinem Blatt Erwähnung zu thun, deren Stolz er zu beugen glaubte, indem er mit der Gewährung ihrer Bitte zögerte?

Fräulein Caron lachte währenddessen innerlich über die Zerknirschung Manfreds. Sie dankte ihm mit reizender Unbefangenheit für die Zeilen, die er anläßlich ihrer bevorstehenden Heirat geschrieben. „Denn ich habe Sie seitdem nicht gesehen,“ fügte sie hinzu. „Es ist sehr gut von Ihnen, von meinem Talent zu sprechen, obwohl Sie sich damit ein bischen verspätet haben. Der Weihrauch wird über den Trümmern des Tempels gestreut!“

„Sie werden einen andern bauen, in welchem ich Sie um so inniger anbeten werde.“

„Männer wie Sie beten nicht lange eine Frau an, die ihren Gatten liebt.“

„Frauen wie Sie lieben niemand. Uebrigens ist Felix Herepian nicht der Mann, der für Sie paßt.“

„Das sagen Sie auch ein bischen spät, nachdem ich meinen Herrn und Meister bereits gewählt habe.“

„O, haben Sie ihn gewählt?“ frug Manfred, der mit seiner Kaltblütigkeit auch die professionelle Leichtigkeit, unangenehme Dinge zu sagen, wiederfand. „Sie haben wie so viele andere den Verhältnissen Rechnung getragen. Könnte man nicht sagen, die Bosheit der Welt habe Herepian für Sie gewählt? Er selbst wäre nie auf diese Heirat verfallen, wenn gütige Zungen ihn nicht auf diese Idee gebracht hätten.“

Alexandrine betrachtete ihre rosigen Nägel, denen sie seit neuerer Zeit eine sorgfältige Pflege angedeihen ließ. Nach kurzem Nachdenken frug sie, plötzlich traurig werdend: „Was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie mich zwingen, so tröstliche Wahrheiten anzuhören . . .?“

„Verzeihen Sie mir,“ bat Manfred. „Ich glaubte, wir würden ernsthaft plaudern wie in frühern Zeiten. Es war ein Irrtum: wir führen die gesellschaftliche Komödie auf. Die Gesellschaft hat ihre festgesetzten Gebräuche, wie die Religion. Ein Tischgast, der zu leben versteht, muß beim Auseinanderfalten der Serviette jedesmal erklären, das Menu sei wie für ihn entworfen. Desgleichen muß eine wohlerzogene junge Dame ihren

Sabinermädchen. Bleistiftskizze von † Alfred van Muyden (1848). Original im Besitz des Herrn Henry van Muyden, Genf.

Bräutigam immer lieben. Ich muß mein Möglichstes thun, um mir den Anschein zu geben, als glaube ich Ihnen. Bin ich indessen nicht zu entschuldigen, wenn mir dies nicht sofort gelingt? Bedenken Sie doch! Vor kaum zwei Monaten plauderten wir über die Liebe wie zwei Philosophen, die wissen, was dieses Gefühl wert ist, analysierten die Dinge, blickten der ungeschminkten Wahrheit kühn ins Gesicht. Ich glaubte so fortfahren zu dürfen, ohne Böses zu denken oder zu wollen. Nun, ich bin bereit zu schweigen, obwohl der Gegenstand, unter uns gesagt, der Erörterung wohl würdig wäre."

„Gestatten Sie mir die Bemerkung, daß, wenn dem so ist, dies nur mich allein angeht," sagte Alexandrine mit einem Versuch, hochmütig zu sein.

„Welch' thörichtes Wort! Unser Herz mit seinen Geheimnissen, unser Leben mit seinen Dokumenten sind das Gemeingut aller, um zu unterhalten oder zu belehren. Ich gestehe übrigens, daß in diesem Falle der Bräutigam interessanter ist als die Braut."

„Inwiefern?"

„Insofern, als er noch mehr und ganz besonders der Spielball der Schicksalslaune war. Er schien geschaffen, um als Hagestolz zu sterben; denn er gehörte zur Gattung der Aengstlichen. Er bewunderte Sie mit Angst und hätte Sie in dieser Weise bis zum Alter der Rheumatismen bewundert. Er wäre lieber gestorben, ehe er Sie oder irgend eine andere bloßgestellt hätte. Und doch hat er Sie bloßgestellt und heiratet Sie. Nun rede mir noch einer von menschlichen Plänen, menschlicher Klugheit!"

Alexandrine fand keine Erwiderung und blieb stumm. Es gewährte ihr eine Art grausamer, schmerzlicher Befriedigung, das Leiden, das ihr nun schon so manchen Tag die Seele zerriß, in wenige Worte zusammenfassen zu hören. Es war das Gefühl des eingebildeten Kranken, der in einem medizinischen Werk die Beschreibung der Symptome findet, die ihn mit tötlichem Schrecken erfüllen. Sie sagte endlich, wie um sich zu beruhigen: „Der Prolog einer Heirat dauert einige Tage, manchmal einige Wochen. Wenn dann die Handlung beginnt, ist es gleichgültig, aus welchem Grund die Ehe geschlossen wurde, wenn man nur glücklich ist."

„Glauben Sie," frug der unerbittliche Manfred, „daß an dem Warum einer Ehe nichts gelegen sei? Es mag für Sie zutreffen, da Sie eine praktische, über Albernheiten erhabene, kurz, eine verständige Frau sind. Wie aber, wenn Sie eine empfindsame Natur wären? Hätten Sie nicht jeden Abend eine unangenehme Minute bei dem Gedanken, daß die Ehe, deren Essenz von Anfang bis Ende die Pflicht ist, für Sie sogar in ihrer Veranlassung eine Pflicht war? Das eheliche Leben, für die große Menge ein freiwilliges Gefängnis, wird für Sie beide ein Kerker sein, in den Sie gezwungen sind, einzutreten. Was werden Sie innerhalb der öden Mauern thun? Werden Sie imstande sein, ohne zu lachen und zu weinen, auch nur die kurze Komödie, die man den Honigmond nennt, durchzuführen?"

„Warum," wiederholte das junge Mädchen, „sagen Sie mir diese trostlosen Dinge?"

„Warum? Weil ich Sie liebe und ein anderer Sie haben soll. Ach, blödes Verhängnis! Welche Rolle hätten wir in der Welt gespielt, wenn wir unsere Intelligenz, unsere Energie, unsern Willen, unsere vorzeitige Kenntnis des Lebens vereinigt hätten!"

Während dieser Erklärung frug sich Alexandrine, ob es besser sei, Manfred die Thüre zu weisen oder sich über ihn lustig zu machen. Sie entschied sich für letzteres.

„Nach dieser Auseinandersetzung," sagte sie, „begreife ich nicht, warum Sie nicht um meine Hand angehalten haben."

Ohne verlegen zu werden — was überhaupt nicht seine Sache war — antwortete Manfred: „Ich hoffe, nie verrückt genug zu sein, um mich um ein junges Mädchen zu bewerben, das kein Vermögen hat."

„Fügen Sie doch höflichkeitshalber hinzu, daß Sie mich sofort genommen hätten, wenn ich im Besitz von mindestens einer Million gewesen wäre."

„Eine Million! Pfui! Sie halten mich für einen habgierigen, gemeinen Menschen. Die Hälfte würde mir genügen. Mit dreißig Jahren hätte ich das Kreuz. Mit vierzig wäre ich Chefredaktor einer der größten Zeitungen, und Sie hätten einen der besten Salons in Paris. Aber wozu von Unmöglichkeiten träumen? Ich weiß auch, ohne zu träumen, daß Sie schön sind, daß ich Sie anbete und daß ich in Erwartung eines Bessern Ihr ergebenster Sklave bin."

Um dem Ende seiner Tirade mehr Nachdruck zu geben, kniete er nieder, was Alexandrine zum Lachen reizte.

„Wenn Sie mich nicht zu gewaltsamen Maßregeln zwingen wollen," sagte sie, „so beeilen Sie sich, zweierlei zu thun. Erstens setzen Sie sich in Ihren Fauteuil zurück, zweitens berichtigen Sie Ihre Worte und geben Sie zu, sich verschnappt zu haben. Es sollte heißen „in Ermanglung eines Bessern" statt „in Erwartung eines Bessern", nicht wahr?"

Manfred berichtigte alles, was man wollte, wie ein Mann, der an die Gefälligkeit der Errata gewöhnt ist. Statt sich jedoch auf seinen Platz zurückzusetzen, empfahl er sich, da er sich sehr dumm vorkam, worin er nicht irrte. Als die arme Alexandrine allein geblieben war, wurde sie wieder traurig. Sie dachte: „Das war der erste Mann, der vor mir kniete. Es wird vielleicht nicht der letzte sein. Ach, den Einzigen, an dem mir etwas liegt, werde ich nie in dieser Stellung sehen!"

Der größte Teil der Unterhaltung war für Konstanze, deren Ohren nicht mehr zwanzig Jahre alt waren, verloren. Aber sie hatte, ohne übrigens im Geringsten darüber zu staunen, das Wort Liebe mehr als einmal vernommen und durch das Schlüsselloch bewundert, mit welcher Grazie Manfred es verstand, vor einer Frau auf die Kniee zu fallen.

XVIII.

Frau Lyzdeyko hatte einen Notar. Sie behauptete es wenigstens und erwähnte ihn gern, um sich ein Ansehen zu geben. Thatsache ist, daß der arme Caron einst einen Notar gehabt; aber die letzten Beziehungen der alten Polin mit Maître Duvignand reichten in die Zeit zurück, wo dieser Mann des Gesetzes in der bekannt unheilvollen Weise die Geschäfte des verstorbenen Schwiegersohnes liquidierte. Duvignand sollte nun in

einer minder undankbaren Rolle wieder auf dem Schauplatz erscheinen.

Zuerst besuchte ihn die Großmutter, um den Heiratskontrakt ihrer Enkelin zu besprechen, von deren neuem Reichtum sie indessen noch nichts wußte. Dann kam Edna Leslie, um vor ihrer Abreise bezüglich der Mitgift Alexandrinens Ordnung zu machen. Bald nachher erschien Felix Herepian bei ihm, um die nötigen Anordnungen zu treffen. Er war zu dieser Zeit noch in der festen Ueberzeugung, ein armes Mädchen zu heiraten. Seine Braut, der die großmütige Spende ihrer Cousine infolge ihres Eifersuchtsausbruches zugefallen war, wälzte die bizarrsten Ideen in ihrem kranken Kopf und blieb verschlossen gegen jedermann, selbst gegen ihre Großmutter. Vielleicht schwieg sie auch in dem beschämenden Bewußtsein ihrer Undankbarkeit. Wie dem auch sei, die Ereignisse sollten sich ihr wieder einmal feindlich erweisen.

Felix Herepian, der die Geschäfte und Geschäftsleute verabscheute, kam schon in übler Laune zu Duvignand, der ihn nie gesehen hatte.

„Frau Lyzdeyko," sagte er, „wünscht selbstverständlich, daß mein Ehekontrakt mit ihrer Enkelin von Ihnen festgestellt werde. Ich setze voraus, daß Sie bereits im Besitz ihrer diesbezüglichen Instruktionen sind; im übrigen werde ich mich in keine Erörterungen einlassen, wodurch Ihre Aufgabe eine leichte wird, nachdem der materielle Vorteil dieser Heirat auf der Seite Ihrer Klientin ist."

Duvignand betrachtete über seine Brille hinweg den jungen Mann, der so leichthin von einer Heirat sprach, die ihm eine halbe Million zubrachte.

„Möchten Sie so gut sein, mir im einzelnen anzugeben, was Sie in die Ehe bringen?" frug er mit kühler Neugierde.

Und als Felix seine Ziffern aufgestellt hatte: „Was haben Sie in der Zukunft zu erwarten?"

„Gar nichts," antwortete Herepian; „ich bin verwaist und verfüge über mein ganzes Vermögen, das größtenteils in Liegenschaften besteht."

Duvignand schien erstaunt und sagte nach kurzem Nachdenken: „Da das Vermögen Ihrer Braut in barem Geld besteht, werden Sie es begreiflich finden, daß ich in deren Interesse einige Vorsichtsmaßregeln vorschlage, die minder notwendig wären, wenn die Liegenschaften auf ihrer Seite wären." — Das Wort „Vorsichtsmaßregeln" mußte einen Mann, der so wenig an Geschäfte gewöhnt war wie Felix, aufbringen.

„Die Kapitalien Fräulein Carons sind nicht so beträchtlich," sagte er, mit den Fingern auf seinen Hut trommelnd, „daß eine weitere Sicherstellung erforderlich wäre. Die gesetzliche Hypothek der Gattin scheint mir genügend."

„Das könnte bestritten werden," sagte Duvignand,

Verwundert. Bleistiftskizze von † Alfred van Muyden, mit aufgetragenen Lichtern (1867). Original im Besitz der Frau Demole-van Muyden, Genf.

dem die Haltung Herepians immer mehr mißfiel. „Zugegeben, daß Ihre Güter heute fünfmalhunderttausend Franken wert seien — ich nehme Ihre eigene Schätzung an — kann man wissen, was sie zu Anfang des nächsten Jahrhunderts wert sein werden?"

„Was liegt daran," entgegnete Herepian achselzuckend.

„Aber, mein Herr, für Fräulein Caron, die Ihnen fünfmalhunderttausend Franken zubringt, ist es entschieden von großer Wichtigkeit, jede mögliche Garantie für eine so . . . flüssige Mitgift zu haben."

„Was ist das für eine Geschichte?" frug Felix mit zusammengezogenen Brauen.

„Mein Herr," sagte der Notar, die Geduld verlierend, „in meiner Kanzlei gibt es keine Geschichten. Ich habe allerdings bis zum Eintreffen des Betrages, den mir der Bankier der Cousine Ihrer Braut übersenden soll, nur ein schriftliches Versprechen in Händen. Zweifeln Sie an der Einlösung der Verbindlichkeit? Oder waren Sie nicht einig?"

„Nein," stotterte Felix, im höchsten Grade überrascht, „wir waren nicht einig. Ich ersuche, die Fortsetzung dieser Unterredung um einige Tage zu verschieben."

„Der hat einen gesegneten Appetit!" dachte Duvignand, als Felix sich entfernt hatte. „Eine Mitgift von fünfmalhunderttausend Franken genügt ihm nicht. Laß mich nur, mein Guter! Du kannst dich auf das Beste gefaßt machen, was das Regime der getrennten Güter zu leisten vermag."

Felix schritt indessen mit einem Gefühl dahin, das von dem ihm von Duvignand zugemuteten Appetit himmelweit verschieden war. Er empfand es als unerträgliche Schmach, daß Edna, die Vertraute seiner Klagen, diese durch eine königliche Ausgleichung zum Schweigen bringen wolle. Nun hatte er gewiß nicht mehr das Recht zu sagen, daß er ein armes Mädchen heirate. Frau Bitterlin war in ihrem giftigen Artikel den Ereignissen nur zuvorgekommen. Aber wird man glauben, daß sie ihnen zuvorgekommen sei? Wird man ihn nicht vielmehr für einen geschickten Menschen halten, der eine Erbin bloßstellte, um sich ihrer zu versichern?

Viele Männer an seiner Stelle hätten sich vor dem Ruf dieser Geschicklichkeit nicht gefürchtet. Es wäre wohl das Weiseste gewesen, darüber zu lachen und die Achseln zu zucken; denn das Leben würde eine Last für denjenigen, der alle Niedrigkeiten, die uns von der Niedrigkeit anderer zugemutet werden, voraussehen wollte. Aber Herepian hatte sich jene Empfindlichkeit bewahrt, die in den bürgerlichen Kreisen der Provinz mit der Ehrlichkeit Hand in Hand geht! Schließlich litt er vielleicht noch am meisten durch eine geheime Enttäuschung: es ging ihm die Freude verloren, wenn auch nicht zu sagen, so doch zu denken: „Meine Frau verdankt mir alles!"

Er hatte sicher weder das Recht noch die Absicht, dieses vom Himmel gefallene Vermögen zurückzuweisen; aber es kam zu ungelegener Stunde: zu früh oder zu spät.

(Fortsetzung folgt).

Eine Ballerina.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von **Fanny Praechter-Haaf**, Bern.

(Schluß).

Immer tiefer senkt sich die graublaue Frühlingsdämmerung über Brescia. Süßer, weicher Duft dringt schon aus stillen Gärten, violette und orangengelbe Wolkenstreifen ziehen über die grünen Hügel, die in die engen Gassen hineinsehen. Eine dunkelgekleidete Dame, den schwarzen Spitzenschleier auf dem goldig flimmernden Haar, tritt aus der Kirche San Lorenzo. Leise, feierliche Glockenklänge verschweben in der Luft, als wollten sie der Einsamen das Geleite geben. Sie geht dahin, das zierliche Köpfchen gesenkt, das Gesicht schimmert schneeweiß in der grauen Dämmerung. Seltsam glühen die Augen wie im Fieber.

Sie hat vor dem Priester gekniet, zu dem Hilfsbedürftige zu jeder Stunde kommen dürfen. Sie hat ihm alles anvertraut, herzlich und innig wie ein Kind. Sie hat erzählt von dem, was ihr Herz zerriß und was ihren Verstand verwirrte. Der alte, milde Mann hatte ihr ruhig gesagt, daß die Lebenden ihr Recht verlangen dürfen. Sie mußte ihr gegebenes Wort halten. Nachher durfte sie um ihren Toten trauern in monatelanger klösterlicher Abschließung von der Welt.

Und so ging sie, getröstet, befreit von schwerer Last. Es schien fast, als ob die kindliche Frohmütigkeit, mit der das unmittelbar empfindende, natürliche Geschöpf früher so ganz erfüllt war, schon wieder anfange, ganz leise sich zu regen. Aber stärker als all dies war das Gefühl tiefster Andacht, wie sie es in ihrem vergnügten Dasein nie empfunden. Das „Absolvo te!" und „Wer viel liebt, dem wird viel vergeben werden!" tönte in ihrem Innern nach, wunderbar erhebend, stärkend.

Im Gasthof fand sie die Schneiderin, die auf sie wartete. Graziosa zuckte zusammen. Sie wußte, erst jetzt ging die schwere Prüfung an. Sie betrat das Ankleidezimmer. Dort standen die Puppen aus Korbgeflecht, bekleidet mit den verschiedenen Toiletten der Tänzerin.

Fast erschrocken wich Graziosa zurück. Das leuchtete, flammte, glühte in allen Farben. Vom zarten Meergrün bis zum grellsten Rot, vom blassen Lila bis zum glühendsten Orangengelb. Oft waren zwei Farben in all ihren Abtönungen in einem einzigen Kostüm verschmolzen. Eifrige Studien in Webereien, Färbereien, in den Ateliers bekannter Schneider hatten diese kleinen Wunder in Seide, Gaze, Spitzen hervorgebracht. Diese raffinierte Farbensymphonie sollte sich ganz der Stimmung und Handlung der Darstellung anschmiegen, mit den Dekorationen in vollständiger Harmonie wirken. Und Graziosa verstand es, das Geheimnis fast genialer Toilettenkunst. Es bildete, vereint mit ihren andern künstlerischen Eigenschaften, einen Teil ihrer großen Erfolge. Ihre Kostüme wurden Modegesetz für die Tänzerinnen ihrer Zeit, — eine Errungenschaft, auf die sie stolzer war als auf alle ihre andern verdientern Triumphe. Aber jetzt dachte Graziosa an nichts, als daß diese grellen Farben sie schmerzen würden, daß sie alles ertragen könnte, aber nie diesen Farbenjubel an ihrem Leibe.

Was bedeutete auch der Tanz an und für sich gegen diese koketten, die Sinnlichkeit reizenden Flitter! Für Graziosa war auf die ganze Welt ein schwarzer Schleier niedergefallen, sie ging dahin im Dunkeln, und jede schimmernde Farbe mußte ihr müdgeweintes Auge verletzen, wie lautes Jauchzen ihr Ohr verletzt haben würde. Daß schwarz einfach die konventionelle Farbe der Trauer ist, fiel ihr in diesem Moment gar nicht ein. Der Gedanke, den sie jetzt der wartenden Schneiderin mitteilte, entsprang aus einer augenblicklichen, starken Empfindung. „Können Sie mir bis morgen abend vier bis fünf Toiletten in ähnlicher Form anfertigen, aber nur in Schwarz? Schwarze Spitzen, schwarze Schleier, schwarze Seide?" Die Schneiderin, die eben noch in Bewunderung versunken die glitzernden Kostüme studiert hatte, überlegte lang.

„Es steckt ein großes Kapital in solchen Sachen," murmelte sie. „Ich muß zehn weitere Mädchen anstellen, wir werden diese Nacht durcharbeiten, andere Ateliers muß ich beauftragen, es wird schwer halten . . ."